

Holger Brülls

Wie ewig sind die Denkmale? Von der Zeitgenossenschaft der Denkmale und der Denkmalpfleger

Thematische Einführung in das Symposium «Nachdenken über Denkmalpflege» (Teil 3): «Wie ewig sind die Denkmale? Von der Zeitgenossenschaft der Denkmale und der Denkmalpfleger», Magdeburg, 8. November 2003

Wie ewig sind die Denkmale? Wenn wir heute über diese Frage nachdenken wollen, dann geht es scheinbar um letzte Dinge, um Tod, Gericht – hoffentlich aber auch um Auferstehung. Kann man sich eine Zeit vorstellen, in der keine Denkmale und keine Denkmalpflege mehr sein werden? Denkmale wird es, wage ich zu behaupten, auf unabsehbare Zeit geben. Aber Denkmalpflege in dem Sinne, wie wir sie heute kennen und wollen? Umbau und Demontage stehen uns allen vor Augen. Massive Angriffe auf die Institution Denkmalpflege sind an der Tagesordnung. Nicht nur ihr gesetzlicher Handlungsspielraum wird eingeschränkt, auch ihre personellen Wirkungsmöglichkeiten. Angefeuert wird dieser Beschluss durch neoliberale Reformkonzepte, die eine Denkmalpflege wollen, die nicht auf Genehmigungsvorbehalten basiert, sondern auf Freiwilligkeit. Denkmalpflege, so das Anliegen, soll helfen statt hindern. Wie gegenwärtig alles staatliche Handeln steht Denkmalpflege unter dem Verdacht, ein Symptom der «deutschen Krankheit» zu sein. Die heißt bekanntlich «Überregulierung» und empfiehlt sich, da zum Tode führend, für brutalstmögliche Therapien, für Amputation und Vivisektion.

Dass scheinbar eherne Grundsätze und Praktiken der Denkmalpflege in Frage gestellt werden, ist ebenfalls eine Alltagserfahrung von uns allen. Dass dies *die anderen* tun, die Denkmalbesitzer, Denkmalbenutzer, Denkmalverbraucher und Denkmalzerstörer, ist ganz normal. Dass aber Denkmalpfleger selbst in Zweifel geraten und sie auch noch äußern, ist schon weniger normal. Für einige ist das Verrat ewiger Wahrheiten, für die anderen ist es «nur» die wieder einmal nötig gewordene Revision altgewordener Gewissheiten. Es kann sein, dass aus solcher neuen Betrachtung manche alte Wahrheit erhärtet hervorgeht, dass aber andere liebge-wordene Grundsätze vielleicht nicht ihre Gültigkeit,

wohl aber ihren überzeitlichen Geltungsanspruch verlieren, der sie bisher von kritischer Erörterung verschont hatte. Zweifellos, so meine optimistische Prognose, geht es mit der Denkmalpflege nicht zu Ende, aber sie ändert sich gewaltig.

Was aber bleibt? Das ist die Frage, von der wir heute ausgehen wollen. Sub specie aeternitatis natürlich gar nichts, denn die Gegenstände der Denkmalpflege sind als körperhafte *Sachen* von weit geringerer historischer Haltbarkeit als zum Beispiel Sprachdenkmäler, Texte der Dichtung, der Musik, der Philosophie oder der Religion. Deren Überlieferung fällt leichter, denn sie sind in ihrer Existenz und Wirkung nicht an die materielle Substanz eines bestimmten Textträgers gebunden, wie das bei Denkmälern der Fall ist. Diese sind ihrer *Definition*, mache sagen auch: ihrer *Natur* nach einzig und einzigartig.

Manches freilich deutet im Zeitalter der Reproduzierbarkeit und der Virtualität darauf hin, dass auch der Begriff der historischen Authentizität einmal «historisch» werden könnte. Vielen geht es ja im Umgang mit Denkmälern nicht um Authentizität und Substanz einer *Sache*, um ihr wirkliches Herkommen aus der Vergangenheit, sondern um Imitation und Inszenierung des Alten als Reproduktion eines bestimmten gewünschten Erscheinungsbildes. Dieser durch die neuen Medien und ihre virtuellen Realitäten zusätzlich beflügelte Furor des Imaginativen ist die eigentliche endzeitliche Schreckensvision ängstlicher Denkmalpfleger: die Vorstellung, dass die Wertschätzung des Authentischen und mithin unsere ganze abendländische Kultur in einer einzigen globalen Orgie der Fälschung endet.

Die Furcht ist nicht unberechtigt. Man muss aber vorsichtig sein, wenn man die Begriffe Authentizität einerseits und Imitation und Inszenierung andererseits kulturkritisch polarisierend gegeneinanderstellt. Denn

auch der *Imitation und der inszenatorischen Wiederholung* kann als kulturellen Akten die Eigenschaft des Authentischen zugemessen werden. In diesem Sinne wird in Kultur- und Sozialwissenschaften der Begriff des Authentischen längst ganz angstfrei diskutiert. Wir Denkmalpfleger scheinen abgehängt von dieser Diskussion.

Denkmalpfleger sind nicht nur Konservatoren, sondern auch und in besonderer Weise *Traditoren*. Was sie tun, bezieht sich auf die Vergangenheit, richtet sich in die Zukunft und ist doch in jeder Hinsicht ein absolut gegenwärtiges, augenblicksbezogenes und auf die eigenen Interessen im Jetzt bezogenes Tun.

Was Denkmalpfleger den Denkmalen als Bedeutung hinzudenken, ist zeitbezogen, *aus der Zeit gezogen*, in der sie selbst leben. Und gerade auch dieses Zeitgebundene wird irgendwann Gegenstand von Tradition und in diesem Sinne als gewachsener Zustand «verewigt». Auch was Denkmalpfleger mit den Denkmalen tun, als Restaurator oder Architekt, ist in solcher Weise zeitgebunden. Denkmalpflege verwendet, das gehört zu ihrem paradoxen Selbstverständnis, viel Mühe darauf, ihre Gegenstände dieser Dynamik des Zeitgeschehens und des Zeitgeistes zu entziehen. Wir alle kennen Denkmale, von denen wir sagen möchten: Es soll keine Zeit mehr sein, keine Veränderung, kein Wandel passieren, damit sie so bleiben, wie sie sind und im Idealfall immer schon waren.

Denkmalpflege bewegt sich aber in dem zeitlich beschränkten Rahmen, dessen maximale Ausdehnung die physische Dauerhaftigkeit der Objekte ist. Die ist mitnichten ewig, sondern überdauert lediglich die individuelle Einzelexistenz, dies immerhin aber so beträchtlich, dass im Denkmalpfleger zuweilen das Gefühl entstehen mag, er handle für die Ewigkeit. Und wenn wir auch für unser Tun in hellen Momenten keine Gültigkeit *für immer* beanspruchen, so kommt es doch zugegebenermaßen aus dem Anspruch, dass es wenigstens hier und heute Gültigkeit besitzen möge *für alle*. Ein solches aus Bescheidenheit und Überhebung gemischtes Selbstbild ist Quell vielfacher Qualen und für die Sache nicht nützlich.

Möglicher minimaler Konsens über das Anliegen von Denkmalpflege

Wer von uns, liebe Kolleginnen und Kollegen, würde offen zugeben, dass er mit Geltungsansprüchen auftritt, die in die Ewigkeit reichten? Gewiss niemand. Und den-

noch müssen wir zugeben, dass wir mit Denkmalschutz und Denkmalpflege, unserer Zuständigkeit und Herzenssache, auf Wertvorstellungen Bezug nehmen, deren Legitimation sich auf Herkommen stützt und auf Dauer richtet. Wir pochen auf dieses Alte und seinen Fortbestand. Denkmalpflege zielt also wenn nicht auf Ewigkeit, so doch unstreitig auf etwas ähnliches: auf *Dauer*.

Indem wir die Denkmale als solche bezeichnen, sie *auszeichnen*, in dem wir sie konservieren, restaurieren und sie dabei wenigstens partiell auch kopieren, stellen wir die Behauptung auf, sie seien wichtig für unsere gegenwärtigen Zeitgenossen und für künftige. Wir erzeugen also Dauer, wir «monumentalisieren» und kommen dabei über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ins Gespräch. So erst kommt in unseren Köpfen Geschichte zustande.

Es gibt nun einen brisanten Gegensatz in der Ausprägung dieses existenziellen Interesses am Dauerhaften, Stablen und Statischen: Die einen interessieren sich beim Denkmalpflegen mehr für die Dauerhaftigkeit der Bedeutungen, ihr Interesse richtet sich wesentlich auf Inhalte, Botschaften, Werte. Die anderen pochen dagegen ausdrücklich und vorrangig auf Dauerhaftigkeit der Bedeutungsträger, der Zeichen, mithin auf Texttreue der Überlieferung und Wahrung der materiellen Substanz.

Als anthropologische Konstante und als über alle Lehrstreitigkeiten hinweg verbindendes Motiv von Denkmalpflege darf man daher folgendes vermuten: ein Bedürfnis nach Monumentalität.

Keine Angst, es geht hier nicht darum, das schlimme Wort «Schönheit», das uns Hoffmann-Axthelm in die Debatte warf, durch eine andere Programmvokabel mit hohem Schreckpotential zu ersetzen. Aber es scheint doch sinnvoll, diesen Begriff von neuem in die Debatte einzuführen, ähnlich wie im Bereich der Architekturtheorie seit längerem mit dem Begriff der «Atmosphäre» manches Erhellende formuliert werden konnte.

Wir müssen den für architektur- und denkmaltheoretische Debatten wichtigen Begriff der Monumentalität weit fassen, damit er nicht nur einfach ein physischmaßstäbliches Phänomen in banalster Vordergründigkeit beschreibt, sondern dessen zeitliche, räumliche und semantische Dimension sichtbar wird. Denken wir doch Monumentalität einfach einmal in der folgenden Bedeutung:

Monumentalität ist das räumliche Sichtbar- und Erfahrbarwerden des Dauernden als Erlebnismöglichkeit für alle.

Es geht dabei um ein Bedürfnis nach sinnlich wahrnehmbarer, *sichtbarer* Stabilität im Räumlichen, in Innen- und Außenräumen, versinnbildlicht vielleicht mehr noch durch unmittelbare *Einprägsamkeit* der baulichen Gestalten und topographischen Situationen als durch deren Größe, Simplizität und übersichtliche Ordnung, wie sie gemeinhin als Kriterium monumentaler Erscheinung verstanden werden.

Ein Begriff von Monumentalität, der für unsere Überlegungen leitend sein könnte, ist also eher im Unverkennbaren, Unverwechselbaren und Unvergesslichen räumlich-ästhetischer Phänomene verankert. Er ist darin ganz wesentlich an die Gedächtnisfunktion Erinnerung gebunden (lat. Monumentum von monere=mahnen, erinnern). Monumental in diesem Sinne ist dann nicht nur die barocke Idealstadt mit ihren klaren orthogonalen und radialen Bezügen, sondern auch die verwinkelte mittelalterliche Altstadt mit ihrem Gewirr der Gassen und dem dadurch entstehenden Überwältigungseffekt der Dichte und Mannigfaltigkeit.

Dies ist aber nur die ästhetische Seite der monumentalen Erfahrung. Monumentalität hat aber auch eine funktionale Dimension. Aus einem Wörterbuch des Jahres 1877 stammt folgende ganz und gar nicht anachronistische Definition des Monumentalen. Ihr zufolge ist «monumental» ein Gebäude, «das nicht für den Privatgebrauch oder zu einem vorübergehenden Zweck bestimmt ist, sondern einen bleibenden öffentlichen Zweck hat, diese Bestimmung aber auch in seinen Formen zeigt».¹

Eine sehr unpräzise und darum sympathische Definition des Monumentalen, die vor allem ganz unhistorisch ist. Dieser geradezu funktionalistische Begriff des Monumentalen ist nicht auf Geschichte orientiert, sondern auf anderes: auf Öffentlichkeit. Öffentlichkeit und Monumentalität sind Nachbarbegriffe, wenn nicht gar Synonyme. Der «bleibende» – wohlgerne nicht der «ewige» – öffentliche Zweck, der sich «in den Formen zeigt» – das ist der Kern des so verstandenen Monumentalen.

Von jedem Denkmal müsste man das sagen können, insbesondere dann, wenn es seinen ursprünglichen Zweck gänzlich verloren hat und in der Gegenwart nur noch den Zweck hat, der Betrachtung durch die Allge-

meinheit zu dienen und sich darin als «Monument» und als «monumental» zu erweisen: als ein im Fokus öffentlichen Interesses stehender Gegenstand, dessen Daseinsberechtigung ganz jenseits bestimmter ökonomischer Zweckmäßigkeit liegen darf. Aus dem Zweck ist Sinn geworden, ein höchster Zweck gewissermaßen. Solche ideelle Zweckdienlichkeit im monumentalen Sinne kann der Kathedrale ebenso zukommen wie einem Wasserturm oder einem Tagelöhnerhaus.

Diese Vorstellung von einem Austausch des materiellen durch einen immateriellen Zweck mag nun etwas sehr Idealistisches haben. Aber ohne das Zutrauen in diesen Vorgang der Monumentalisierung kann Denkmalpflege auf Dauer nicht funktionieren.

Das Bedürfnis nach ideell verbindender Monumentalität, nach einem gemeinsamen Vorstellungsraum, ist benachbart dem Bedürfnis nach Öffentlichkeit, nach einem öffentlichen Raum im wirklichen, physischen Sinne, in dem diese Bedürfnisse *Raum finden*. Dieser Raum kann nur zustande kommen und erhalten bleiben, wenn er von der übermäßigen Okkupation durch individuelle und private Interessen freigehalten wird. Zu dieser Stabilisierung des öffentlichen Raumes, die zugegebenermaßen ein Element des Einfrierens und der Erstarrung hat, trägt Denkmalschutz bei, indem er der Besetzung des öffentlichen Raumes durch privatökonomische Nutzungsansprüche und damit der beliebigen Veränderung entgegenwirkt.

Das Bedürfnis nach einem vor solcher Entmonumentalisierung geschützten öffentlichen Raum ist aber nicht vorrangig im geschichtlichen Interesse begründet, sondern in atmosphärischen Bedürfnissen. Sie zielen auf Sicherheit und das Gewohnte, und gewiss spielt auch das Gewöhnliche dabei eine Rolle. Das Geschichtliche ist darin zwar inbegriffen, aber nur als ein Teilaspekt und Unterpunkt. Das Historische ist nämlich im Grunde nur deshalb vielen angenehm und erwünscht, weil es das verbreitete atmosphärische Bedürfnis nach Differenz, Abwechslung und Vielfalt, nach Kleinteiligkeit und Dekoration erfüllt, ein Bedürfnis, das historische Architektur vermeintlich viel besser befriedigt als moderne. Dieses Ressentiment kennen wir auch in unseren Kreisen. Es ist natürlich grundverkehrt. Denn der Hader mit der Moderne (im Sinne von Gegenwartsarchitektur) ist im Grunde Hader mit ihrer Monumentalität, mit dem Radikalen, Reduzierten und Extremen ihrer Formensprache. Und dieser Hader wiederum ist begründet in einem ele-

mentaren Unverständnis des Architektonischen, von dem letztendlich auch die Betrachtung historischer Architektur verzerrt wird. Das verbreitete antimoderne und antimonumentale Ressentiment gehört zu den ärgsten Defiziten ästhetischer Bildung in der Gegenwart, denn alles, was Distanz schafft, wird nicht gern gesehen. Auch für uns Denkmalpfleger ist das ein großes Problem. Wir kennen es im Zusammenhang mit ungeliebten und manchmal gehassten Denkmälern, die aus geschichtlichen Zusammenhängen herrühren, mit denen sich manche nicht gerne beschäftigen.

Das monumentale Interesse richtet sich in dem einen Fall also auf bauliche Fakten, im anderen auf ideelle Ziele, auf Heimatgefühl, auf Identitätsstiftung, die mit Architektur und Städtebau und Kunst zunächst wenig zu tun haben. Es sei denn, man fokussiert den Begriff von Identität ganz bewusst aufs Räumliche, auf die Wiedererkennbarkeit und Unverwechselbarkeit von Räumen, woraus dann tatsächlich so etwas wie Heimatgefühl erwachsen mag. Die Frage ist aber, in welchem Maße dieses aus Gegenwart und Gegenständlichkeit erwachsen soll oder aber aus Vergangenheit und Erinnerung. Rein äußerliche, bloß physisch-materielle Identifikationsangebote, wie sie architektonische Räume unterbreiten oder verweigern können, sind heute vielleicht besonders wichtig, damit die Identitätssuche sich nicht in den maßlosen Räumen des Ideellen, Geschichtlichen, Politisch-Normativen, Ethnischen und Religiösen mit ihren unbegrenzten Verirrungs-, Überhebungs- und Gewaltpotentialen verläuft.

Das Pathos der in Architektur sich manifestierenden Stabilität und Dauer scheint aus Theorie und Debatte der Denkmalpflege fast ganz verschwunden. Nicht von ungefähr kriecht in einer solchen Situation ein anderer Begriff an die vakante Stelle des Wertesystems. Dieser Begriff heißt «Nachhaltigkeit». Ein Schlagwort aus der ökologisch orientierten Müllwirtschaft mausert sich zum gesellschaftspolitischen Programmbegriff von geradezu metaphysischem Rang. «Nachhaltigkeit» – ist das nicht fast so etwas wie *Ewigkeit Ligth?*

Als ganz tiefer, aber gut vernehmbarer Unterton klingt hier das Bedürfnis nach Dauer mit. Denn Nachhaltigkeit ist eine ökonomische Kategorie, die einen starken ethischen Appell enthält. Man darf Zweifel haben, ob Nachhaltigkeit ein guter ideeller Bezugspunkt ist, wenn Denkmalpflege legitimiert werden soll. Jetzt muss sie auf einmal nützlich sein und sich auf lange

Sicht auszahlen. Auf lange Sicht aber – Und das wissen doch gerade die Ökonomen! – auf lange Sicht sind wir alle tot! So wird Denkmalpflege in subtiler Weise ausgeliefert an eine Ökonomie, die in Kategorien der Ewigkeit zu denken vorgibt.

Gruppenkonsens und -dissens

Manche meinen, es ginge bei der Denkmalpflege um mehr als nur um die Denkmäler als *Dinge*, als tote Sachen, als Substanz, nämlich um das, was ihnen anhaftet: als Bedeutung, als Wert, Gefühl usw. Darüber herrscht im Übrigen auch im Kreis der Veranstalter dieser Tagung offene Uneinigkeit, der das Potential zu Spannungen nicht fehlt.

Einige Worte daher zum *Gruppenkonsens* und welche Bedeutung er für die Thematik dieser Tagung hat. Sie haben der Tagungseinladung die uns verbindenden Absichten entnommen. Sie bestehen in drei wesentlichen Punkten: in der kritischen Betrachtung einseitig definierter Denkmalfunktionen, in der Verankerung des «öffentlichen Interesses» in den Interessen der Bürger, nicht in den Objekten, sowie im methodenkritisch reflektierten Gebrauch des Substanzbegriffs.

Dem kann man ein skeptisches Unbehagen an bestimmten Grundauffassungen moderner Denkmalpflege entnehmen. Im Unterschied zu den Befürchtungen, die manche gegen diese Veranstaltung hegen, bestreiten wir keineswegs Plausibilität und Gültigkeit des denkmaltheoretischen Substanzbegriffs, wie er nach wie vor im Zentrum der Theoriebildung steht, wohl aber dessen Monopolstellung.

Die von uns propagierte «Verankerung des öffentlichen Interesses» in den Interessen der Bürger und ausdrücklich *nicht* in den Objekten, geht von dem sehr schlichten Sachverhalt aus, dass Denkmäler als tote Sachen keine Interessen, geschweige denn Rechte haben können, sondern allenfalls einen *Wert*. Und auch den *haben* sie nicht im Sinne einer messbaren und prüfbaren Eigenschaft, sondern er kommt ihnen von außen zu, wird ihnen beigelegt, per Tradition, Konvention, auch per Fiktion und manchmal nur per Diktion. Ohne Beachtung des Interesses, das nicht vom Denkmal ausgeht, sondern ihm *entgegen* gebracht wird, kann man Denkmalwerte nicht plausibel ergründen und begründen und Denkmalpflege nicht effektiv betreiben.

Unsere «Skepsis gegenüber einseitig definierten Denkmalfunktionen» richtet sich gegen den Primat des

Wissenschaftlichen und Historischen. An diesem Verbindungspunkt besteht allerdings auch ein wichtiger Dissens. Er entzündete sich bereits am Begriff des «immateriellen» Anteils der Denkmalbedeutung, der im Mittelpunkt des letzten *Nachdenkens* in Hundisburg stand. Damals schon wurde deutlich, dass es den einen mehr um immaterielle, den anderen mehr um materielle, um nicht zu sagen materialistische Aspekte der Denkmalpflege geht. Während den einen Begriffe wie Identität, Identifikation, Heimat am Herzen liegen, neigen die anderen dazu, die rein sachlichen Aspekte in den Vordergrund zu stellen, eine Art Primat der Architektur zu betonen, um so der Überlagerung von baulichen Sachfragen durch historisch-wissenschaftliche, moralische und ideologische Aspekte zu entgehen.

Wenn es über solche Unterschiede nicht zur Spaltung kommt, so deswegen, weil wir sie als kulturelle, nicht als moralische Probleme debattieren, und aus interessanten Sachfragen keine Gewissensfragen machen. Erkennbar suchen auch *alle* in den Denkmalen ein Bildungs- und Bindungspotential, das gesellschaftlich stabilisierend und orientierend wirkt. Dass Denkmalpflege in der säkularisierten Gesellschaft, wie andere kulturelle und künstlerische Rituale auch, ohnehin einen kryptoreligiösen Charakter hat, wird man nur schwer bestreiten können.

Und damit sind wir wieder bei der Ewigkeit. Unterschwellig steht auf dieser Tagung auch die für alle Berufsdenkmalpfleger lebenswichtige, durch und durch ökonomische Frage im Raum: Was wird eigentlich aus der Priesterkaste, den Experten? Die Frage nach der Bedeutung und dem Status des Experten ist eine ewige Frage der Denkmalpflege. Sollen Denkmalschutz und Denkmalpflege auf Expertenurteilen von relativer Unwandelbarkeit gründen oder auf demokratischem Votum interessierter Bürger?

Dräut nicht von dorthier die kulturzersetzende Gefahr der «Beliebigkeit»? Dass in kulturellen, künstlerischen wie wissenschaftlichen Belangen jeder denkt und tut, was ihm beliebt, kann eigentlich niemanden ernsthaft stören. Wenn Beliebigkeit dennoch als Gefahr beschworen wird und wir diese Beschwörungen zur Abwechslung auch einmal ernst nehmen wollen, dann geht es eigentlich um etwas qualitativ anderes: um Wahllosigkeit, um Willkür, letztlich sogar um die Gewalttätigkeit, mit der bestimmte beliebige Auffassungen, obschon sie keinen allgemeinen Geltungsanspruch er-

heben können, auf Durchsetzung pochen. Schlimm am Klima der Beliebigkeit ist ja, dass es nicht nur der Indifferenz, sondern auch dem Dogmatismus Freiräume schafft. Dieser Gefahr aber sind Experten in gleicher Weise ausgesetzt wie Laien. Weswegen sich Experten gerne zu Kommissionen zusammenschließen, in der Hoffnung, durch die Vielzahl ihrer selbst den Eindruck zu schaffen, sie hätten Recht. Für manche ist es tragisch, für andere tröstlich, dass dieses Bestreben durch die viel belachte Gegensätzlichkeit von Expertenurteilen immer wieder durchkreuzt wird. Dadurch hinwieder werden im öffentlichen Raum Heiterkeit und Gelassenheit erzeugt, und die sind bekanntlich umso wichtiger, je ernster die Fragen sind, die zur Debatte stehen.

Damit aber können wir uns nicht begnügen und beruhigen. Wir brauchen heute mehr denn je festen Boden unter den Füßen. Den gewinnt man nicht durch Nachreden ewiger Wahrheiten, sondern allein durch Nachdenken. In diesem Sinne wünsche ich uns allen einen interessanten und belebenden Tagungstag.

Endnoten

- 1 Hermann Alexander Müller, Oscar Mothes, *Illustriertes archäologisches Wörterbuch der Kunst des germanischen Alterthums, des Mittelalters so wie der Renaissance*, Leipzig 1877, S. 684.

Zusammenfassung

Der Text versucht eine Antwort auf die Frage, was über alle unterschiedlichen und gegensätzlichen Auffassungen zur Denkmalpflege heute als kleinster gemeinsamer Nenner definiert werden könnte. In diesem Sinne führt er den Begriff der Monumentalität in die Diskussion ein – das räumliche Sichtbar- und Erfahrbarwerden des Dauernden als Erlebnismöglichkeit für alle.

Dieser Monumentalitätsbegriff ist dem Begriff der Öffentlichkeit benachbart und auch dem der Offenheit der Inhalte, die Denkmälern beigelegt werden können. Ein für die denkmalpflegerische Theoriebildung und Praxisanleitung tauglicher Begriff von Monumentalität ist nicht an diffuse Sinnangebote und obskure Identitätskonstruktionen gebunden, sondern konkret verankert in städtebaulichen und architektonischen Fakten des öffentlichen Raumes. Daran knüpft sich – als Existenzfrage der institutionellen Denkmalpflege – auch die Frage nach der künftigen Rolle und dem Status des Experten sowie nach dem Geltungsanspruch, den er bei der Gestaltung dieses öffentlichen Raumes erheben darf.

Autor

Holger Brülls, geb. 1962 in Mönchengladbach, 1982-1990 Studium der Kunstgeschichte, Germanistik und Psychologie in Bonn, 1991 Promotion, seither Konservator am Landesamt für Denkmalpflege Sachsen-Anhalt in Halle/Saale, Lehraufträge an der Bauhaus-Universität Weimar und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, zahlreiche Veröffentlichungen zur Kunst- und Architekturgeschichte sowie zu praktischen und theoretischen Fragen der Denkmalpflege.

Titel

Holger Brülls, «Wie ewig sind die Denkmale? Von der Zeitgenossenschaft der Denkmale und der Denkmalpfleger», Thematische Einführung in das Symposium «Nachdenken über Denkmalpflege» (Teil 3): «Wie ewig sind die Denkmale? Von der Zeitgenossenschaft der Denkmale und der Denkmalpfleger», Magdeburg, 8.11.2003, in: *kunsttexte.de*, Nr. 1, 2004 (6 Seiten), www.kunsttexte.de.